

A.E. JOHANN



Sehnsucht nach  
der Dobrinka

Weltbild

## Das große Epos Westpreußens

In »Sehnsucht nach der Dobrinka« werden die Atmosphäre eines herrlichen Landes sowie der Mut und der Fleiß einer allen Wechselfällen des Lebens ausgesetzten Bevölkerung anrührend beschrieben. In eindrucksvollen Bildern erzählt der Autor das Leben und Leiden seiner Vorfahren, indem er eine Reihe von dramatischen, idyllischen oder besinnlichen Geschichten miteinander verbindet. So entsteht ein mitreißend erzähltes Epos Westpreußens, indem sich geschichtliche Ereignissen und persönliche Schicksale unauflöslich ineinander verflechten.

A. E. Johann

# Sehnsucht nach der Dobrinka

Eine Familiensaga aus Westpreußen

## **Weltbild**

## **Der Autor**

A. E. Johann studierte in Berlin Theologie, Soziologie und Geographie. Seine Reiseberichte in der »Vossischen Zeitung« markierten den Beginn seiner Laufbahn als Schriftsteller. Vor und nach dem Krieg führten ihn Reportage- und Informationsreisen in alle Teile der Welt. Seine Welterfahrung dokumentiert sich in zahlreichen Sachbüchern, Romanen und Erzählungen.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Mathias Wittlinger

Die deutsche Erstausgabe ist 1988 bei LangenMüller erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-397-7

Die Krähen schrei'n  
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:  
– bald wird es schnei'n.  
Weh dem, der keine Heimat hat!

(Fr. Nietzsche, Herbst 1884)

Vergesse ich dich, Jerusalem,  
so verdorre meine Rechte!  
Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben,  
wenn ich deiner nicht gedenke!

(Psalm 137, 5,6)

ERSTER TEIL

---

# Der Großvater

# 1. Kapitel

Wahrscheinlich hat meine Sehnsucht nach dem weiten Land im Osten sie in der Erinnerung über Gebühr verklärt, sie, die kleine Stadt im Süden der mit altem Namen Pommerellen genannten Landschaft, die Heimat meiner seit mehr als sechs Jahrhunderten dort ansässigen Familie. Aber seit der alte, starke Stamm am Ende des Zweiten Weltkriegs zerhackt und mit den Wurzeln ausgerissen wurde, bin ich nirgendwo mehr wahrhaft »zu Hause« gewesen, war auf der ganzen Erde unterwegs, fand dort vieles sehr aufregend und auch sehr verlockend, fühlte mich aber nie ernsthaft versucht, mich anderswo niederzulassen. Und auch im deutschen Nordwesten, wo ich vermutlich meine Tage beschließen werde, fühle ich mich, wenn ich auf die leisen Stimmen in meinem Hintergrunde horche, immer in der Fremde. Es ist gewiss still und schön hier in meinem abgelegenen Dörfchen in der Lüneburger Heide; aber die Schönheit meiner angestammten Heimat ist es nicht. Ich lebe hier als ein Verbannter, der nicht mehr dorthin zurückkehren darf, wo er hingehört – so sehr ich mich auch, äußerlich betrachtet, ganz angenehm hier eingerichtet habe.

Wenn der Großvater, diese unvergessliche Gestalt aus meiner frühesten Jugend, mich acht- oder neunjähriges Bürschlein bei der Hand nahm und mit seiner tiefen Stimme aufforderte:

»Komm, mein Jung, wir geh'n mal ein bisschen ›vorlängs‹ hinunter, und ich erzähle dir was!«

dann sind diese kleinen Wanderungen mir so deutlich und spannungsvoll im Gedächtnis haften geblieben, als hätten sie sich erst gestern ereignet.

Der hagere Mann neben mir mit schlohweißem, dünnem Haar, das ewig vom Wind verweht wurde, hatte seine weiten meinen kurzen Schritten anzupassen, damit ich nicht ins Laufen zu kommen brauchte. Ich spürte das bei jedem unserer kleinen Spaziergänge – zu längeren fehlte ihm sicherlich die Zeit, denn im Hof oder der Werkstatt war ständig etwas zu tun – und war ihm, den ich mit einer merkwürdigen Mischung von Furcht und schwärmerischer Liebe vorbehaltlos verehrte, dankbar dafür. Denn wenn ich neben ihm laufen musste, was manchmal unvermeidlich war, wenn er es eilig hatte, so konnte ich dem, was er mir erzählte, nicht richtig folgen. Und er hatte mir immer etwas zu erzählen, wenn wir allein waren.

Von heute her gesehen, an die achtzig Jahre später, wird mir deutlich, dass der Alte gewiss gemerkt hatte, mit welchem Durst, ja, welcher Gier ich alle seine Geschichten aufnahm. Und er war voll von Geschichten, neuen und alten und uralten, wobei sich Dichtung und Wahrheit umso untrennbarer vermischten, je älter sie waren.

Wenn man viele erzählenswerte Geschichten weiß, dazu noch solche, die die eigene Familie betreffen, dann braucht man vor allem jemand, der willig zuhört. In dieser Hinsicht hatte mein Großvater in der eigenen Familie nicht viel Glück; seine vier Söhne waren alle nach der Mutter geschlagen, einer auf das Praktische und die Forderungen des Tags ausgerichteten Frau, die Zeit ihres Lebens angestrengt darauf zu achten hatte, dass der Fleiß und die Tüchtigkeit ihres Mannes nicht nur Ansehen einbrachten, sondern auch Geld. Sicherlich hat sie ihren Mann, meinen Großvater, sehr geliebt; und er war ja auch



sehr liebenswert, wie ich, sein ältester Enkel, jederzeit zu bezeugen bereit bin. Ich habe überhaupt den Eindruck, dass die Männer meiner Familie oder Sippe dazu neigen, Frauen zu heiraten oder auch, sich an sie zu verlieren, die offenbar gar nicht zu ihnen passen und aus ganz anderen Bereichen stammen. Das geht dann manchmal ungeheuer schief und endet in meist qualvoll lang gedehnten Katastrophen. Häufiger aber, Gott sei Dank, entstehen prachtvoll warmherzige Ehebündnisse, die sich auch in schlimmen Widerwärtigkeiten und bösen Schicksalsschlägen wunderbar bewähren. Davon werde ich wohl noch einiges zu berichten haben. Als erstes Beispiel mag an dieser Stelle nur mein Vater erwähnt sein, der älteste von des Großvaters Söhnen, der eigentlich als solcher den Hof in der alten Vogtei-Stadt des Deutschen Ordens, Friedland, hätte übernehmen sollen. Dies war jedoch unmöglich, denn er war mit einer ewig kranken und empfindlichen linken Hand geboren, konnte also keine schwere körperliche Arbeit auf dem Felde oder in der Werkstatt verrichten, war deshalb auf die Lateinschule geschickt worden und war in den preußischen Staatsdienst eingetreten, denn schreiben konnte er gut und dies gestochen klar, fließend und sonderbar gefällig. Für den Hof war er natürlich verloren, was aber bedeutete, dass er in seinem Beruf sein Leben lang nicht glücklich wurde. Fünf Jahre lang – wenn meine Mutter sich nicht erzählt hat –, doch unabweisbar und geduldig hat er meine Mutter umworben, um sie gedient, sozusagen, eine früh zur Witwe gewordene junge Frau mit fünf unmündigen, dicht hintereinander geborenen Kindern, von denen das jüngste noch nicht zur Welt gekommen war, als ihr erster Mann durch einen unerklärt gebliebenen Unfall ums Leben kam. Schließlich hat mein Vater meine Mutter, die drei Jahre älter war als er, zu sich überzeugt; sie war eine zierliche, aber überaus zähe und stolze Person, die ihre Kinder, mit denen sie sitzen geblieben war, ohne fremde Hilfe großbringen wollte. Sie verdiente sich den Lebensunterhalt als eine geschickte und wohl auch gesuchte Damenschneiderin. Erst als der Beweis geliefert war, dass sie auch aus eigenem Vermögen existieren und ihre fünf Kinder ernähren konnte, wenn auch sicherlich nur auf sehr karge Manier, gab sie der Werbung meines Vaters nach und übertrug ihm die Sorge für ihre fünf Kinder und die zwei, die dann noch nachkamen, für mich und meine jüngere Schwester. Natürlich durfte sie dann höchstens noch ganz heimlich für andere Leute schneiden; ein handwerklicher Dienst für Fremde gegen Lohn wäre damals – vor dem Ersten Weltkrieg – für die Frau eines gehobenen königlichen Beamten unmöglich gewesen.

Ob meine Mutter meinen Vater später wirklich lieben gelernt hat, nachdem sie seiner geduldigen Werbung schließlich nachgegeben hatte, oder ob es auf die Dauer eben doch über ihre Kraft gegangen ist, fünf recht ungebärdige Sprösslinge aufzuziehen (drei davon sind später elend gescheitert) und gleichzeitig mit harter Arbeit bis spät in die Nächte hinein das Brot für so viele hungrige Mäuler zu verdienen (das »soziale Netz« war damals noch nicht erfunden), wer wollte das als Kind je zuverlässig beurteilen. Ich wage es nicht, etwas darüber auszusagen. Preußische Beamte wurden nur sehr dürftig bezahlt; sie bekamen als Ausgleich die Ehre hinzugeliefert, im Dienste des Königs zu stehen, des Königs von Preußen (der nebenbei auch deutscher Kaiser war seit dem 18. Januar 1871; aber das blieb für einen Stockpreußen wie meinen Vater ohne Belang). Schmalhans war immer bei uns Küchenmeister. Meine Mutter schlich sich im Winter bei erster Dunkelheit

aus dem Hause und nähte heimlich für die Damen der Offiziere der Garnison, die auch längst nicht alle auf Rosen – auch sie nur auf Ehre! – gebettet waren und sich die teuren Toiletten der Modehäuser nicht leisten konnten.

»Komm um zehn, Junge, und hol mich ab; du weißt schon wo; komm hintenherum durch die Küche, damit dich keiner sieht. Ich mag nicht gern allein nach Hause gehen in der Dunkelheit. Aber eine Frau mit einem kleinen Jungen an der Hand nachts auf der Straße, das ist respektabel und fällt nicht groß auf.«

So habe ich denn meine Mutter oft genug abends abgeholt aus irgendeiner Offizierswohnung »hintenherum« – und manchmal bekam ich sogar ein Stück Schokolade geschenkt von einer feinen Dame und wurde gelobt, weil ich als »junger Kavalier« meine Mutter nicht allein durch die Finsternis heimwandern lassen wollte. Ich bedankte mich dann artig, wie es mir beigebracht worden war; aber im Geheimen hasste ich die Offiziersdamen samt und sonders, die meine Mutter sicherlich kärglich entlohnten; und die Schokolade schmeckte mir nicht.

Ich möchte meinen, dass die ewigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten der allzu großen Familie, mit denen meine Eltern unablässig zu kämpfen hatten, und später die Sorgen, dass insbesondere der jüngste und der älteste meiner Stiefgeschwister wieder etwas »ausgefressen« hatten, was mein Vater dann mit Ach und Krach und Geld auszubügeln hatte – der Ehe meiner Eltern früh den Glanz genommen haben. Ich könnte dafür sehr überzeugende Beweise anführen, Szenen, die mir bis zum heutigen Tage unvergesslich geblieben sind. In ihrer wahren, ans Tragische grenzenden Bedeutung habe ich sie damals kaum begriffen; das gelang mir erst viel später, als ich längst erwachsen war. Aber immerhin: Wer würde heute noch um eine Witwe mit fünf kleinen Kindern und mittellos dazu lange werben und sie dann wirklich heiraten –!

Meinen Großvater habe ich als einen hochgewachsenen, hageren Mann in Erinnerung. Er ging leicht geneigt, aber das tat er wohl nur in seiner wortkargen Güte, damit ich Knirps mir neben ihm nicht allzu winzig vorkam. Gewöhnlich trug er eine hochgeschlossene dunkle Joppe, aus der am Hals der lockere Rand des weißen Hemdes hervorsah und sich ein wenig über den Joppenkragen legte. Die farblosen Hosen steckten in halbhohen Stiefeln, die bis zur Wade reichten; sie wurden, die Stiefel, jeden Sonntag frühmorgens gründlich eingefettet, damit sie wasserdicht blieben und man mit ihnen auch tiefe Pfützen oder flache Bäche durchwaten konnte.

Aber das waren nur Äußerlichkeiten. Unauslöschlich eingepägt hat sich mir der Kopf, das Antlitz des geliebten und zugleich scheu verehrten Mannes. Das weiße, dünne Haar bedeckte nur noch seinen Hinterkopf von einem flach am Schädel liegenden Ohr zum anderen. So erschien mir seine geräumige Stirn über den buschigen, kräftig geschwungenen Augenbrauen beinahe übernatürlich hoch. Die Augenlider hingen tief und mit deutlicher Falte über den dunklen Augen von unbestimmter Farbe; sie waren nicht blau, aber auch nicht braun, auf alle Fälle aber dunkel; sie blickten nur selten groß geöffnet, eher vorsichtig, misstrauisch – besser skeptisch in die Welt hinein. Der Großvater hatte, soweit ich das im Nachhinein beurteilen kann, nach einem langen, arbeits-, aber nicht besonders erfolgreichen Leben wenig Anlass, das menschliche Dasein im Allgemeinen und die Menschen im Besonderen anders als mit skeptischer

Zurückhaltung anzusehen.

Das beinahe doppelt so hohe wie breite Gesicht zeigte eine kräftige, breitgeflügelte Nase, um deren Nüstern am Vorderrand der flachen Wangen sich zwei tief gekerbte Falten um die Ecken des Mundes zum einigermaßen massiv geformten Kinn hinunterschlangen. Der volllippig großzügige Mund mit leicht herabgezogenen Winkeln verriet dem Kundigen, dass, der ihn besaß, durchaus kein Verächter der natürlichen Freuden des Daseins sein wollte, aber sich auch ihrer Vergänglichkeit oder gar Zweifelhaftigkeit längst bewusst geworden war. Mich aber – und das wärmt mich noch heute, achtzig Jahre danach – hat der große, alte Mann, der auf seine bescheidene Art das Dasein in seiner bescheidenen Welt gemeistert hatte, stets nur sehr freundlich angeblickt, mich, den ältesten und einzigen Sohn seines Ältesten, der aber der Heimat und dem Hof untreu geworden war, hatte untreu werden müssen. Dieser Großvater konnte – so meine ich heute – mit seinem Leben und seiner Leistung trotz aller Rückschläge und Sorgen zufrieden sein: Seine Kinder waren wohlgeraten – bis auf einen Sohn, der die falsche Frau geheiratet und sich mit einer offenbar nie abreißenden Pechsträhne abzufinden hatte. Aber auch dieser war trotz allen Missgeschicks ehrlich arm geblieben und plagte sich ab, so gut es ging – nicht eben gut!

Ich bilde mir ein, dass der Großvater in mir, dem Enkel, verwandte Eigenschaften und Eigentümlichkeiten zu spüren meinte, so, wie ich kleiner Erstling der übernächsten Generation ihm vielleicht schwärmerischer, zärtlicher und bedingungsloser anhing, als die eigenen Kinder und späteren Enkel das getan haben. Diese letzteren waren ja auch alle noch im Säuglingsalter oder noch gar nicht auf der Welt, als dass er mit ihnen »vernünftig« hätte reden können. Mit mir konnte er das!

Wenn ich auch ein für mein Alter ziemlich klein geratenes Bürschchen war, so war ich doch wie meine Mutter sehr zähe, wendig und helle, hatte ein Vorschul-Jahr übersprungen, war ein guter Turner und kam im Gymnasium gut voran. Weder meine Eltern und Verwandten noch die, wie mir schien, höchst gebildeten und klugen Freunde meines Vaters waren vor meiner nie freiwillig ein Ende findenden Fragerie sicher. Keiner aber ging bereitwilliger auf meinen oft genug sicher sehr lästigen Wissensdurst ein als mein unvergleichlicher Großvater.

Es muss in den Pfingstferien gewesen sein an einem strahlenden Junimorgen, vielleicht war es der Pfingstmontag, an dem der Alte wieder einmal mit mir »vorlängs« hinauswanderte. Dazu musste man aus dem Städtchen Friedland an dem klobigen Klotz des Wehrturms vorbei, der in vergangenen Zeiten den Eingang zur Stadt hoch über dem Abfluss der Dobrinka aus dem Stadtsee bewachte, steil ins Tal des bescheidenen Gewässers hinabsteigen. Dann bog man kurz vor der Brücke über das Fließ auf den grün überwachsenen Feldweg nach Westen, der dem Wasserlauf oberhalb der feuchten Wiesen an seinem Nord-Ufer, sanft sich windend, folgte, um etwa sechstausend Schritte weiter den märchenstillen, zwischen Wälderhängen tief versenkten Niedersee zu erreichen. Dort schob sich die Wagenspur durch ein von der Hochfläche herniedergleitendes Seitental zum »Dienertsplan« hinauf. Dieser war mir wohlvertraut, denn dort hatte ich oft die Pferde führen müssen, wenn der Onkel Matthes, der jüngere Bruder meines Vaters, der den Hof bewirtschaftete, darauf zu ackern hatte.

So strahlende, duftende Frühsommernmorgen wie jene damals, wenn ich mit dem Großvater »vorlängs« entlangmarschierte, gibt es heute überhaupt nicht mehr, will mir scheinen. Das Städtchen auf dem einigermaßen kühn aufgerichteten Vorgebirge im Winkel des Zusammenflusses der Dobrinka und der von Norden herzustrebenden kleineren Bisse war dann nach einer guten Viertelstunde schon ganz und gar hinter uns verschwunden. Das tief eingesenkte Tal der Dobrinka umfing uns zur Rechten und zur Linken und weit voraus in smaragden grünem Glanz, duftend nach feuchtem Erdreich und abertausend Gräsern, Kräutern und Blumen, über denen Schmetterlinge taumelten. Keine Menschenseele weit und breit; aber manchmal überraschten wir ein paar Rehe, die aus den Waldkulissen an den Talhängen ausgetreten waren, um auf den üppigen Wiesen längs des Flüsschens zu äsen. Die zierlichen Tiere warfen die Köpfe auf, wenn uns der Weg hinter hohem Haselnussgesträuch hervorgeführt hatte und sie uns plötzlich wahrnahmen; sie verschwanden dann hangauf im dichten Wald, durchaus nicht panisch erschreckt, sondern nur wie leicht verstimmt, dass wir sie in ihrem Revier belästigten. Hoch über uns und das vor lauter Reinheit schimmernde Tal hinweg spannte der Himmel wolkenlos seine blaue Kuppel, zuweilen von einem Krähenflug schnurstracks gekreuzt oder von einem Bussard in makellosen Kurven weit durchkreist.

Wir waren ganz allein auf der Welt, der alte Mann und ich, sein Enkel, der ihm noch kaum über den zweituntersten Knopf seiner Joppe hinausreichte. Nach einer halben Stunde kehrten wir um. Großvater schlug einen ungewöhnlichen Weg ein: in Richtung auf den Stadtsee, dort wo in der Tiefe die Dobrinka ausfließt. »Heute will ich dir etwas zeigen, min Jung, was du dir für alle Jahre einprägen sollst«, sagte er zu mir. Er führte mich auf den alten Friedhof des Städtchens, wir traten durch das schmiedeeiserne Tor und Großvater schritt zielstrebig auf eine lange Reihe Gräber zu. »Siehst du, min Jung, das sind die Gräber deiner und meiner Vorfahren. Du bist alt genug, min Jung, dass du siehst, du bist nicht vom Himmel gefallen, sondern da sind und waren viele vor dir da – und sind alle in dir, wie sie auch in mir und deinem Vater sind, viele, viele gleichen Namens, haben gelebt, wie du jetzt lebst, und ich noch lebe – und sind gestorben, wie wir auch sterben werden; es wird Zeit, dass du das begreifst.«

Es erregte mich trotz all meiner kindlichen Unerfahrenheit tief, gegen Ende der langen Gräberreihe, die Leuten unseres Namens vorbehalten war, steinerne, halb versunkene Platten über den Grabstellen zu entdecken, die von den Wurzeln der riesigen Linden hinter ihnen schenkeldick umarmt wurden, aus ihrer ursprünglichen Lage gedrängt und längst mit den gewaltigen Bäumen und ihrem Wurzelwerk zu einer unlösbaren Einheit verwachsen. Die Schriftzeichen auf den mit braungrünem Moos bedeckten Steinen waren nur noch auf den jüngeren Gräbern zu entziffern bis hin zu dem Grab meines Urgroßvaters, dessen Vornamen Johann-Michael noch deutlich lesbar waren. Auf dem Grabstein meines Ur-Urgroßvaters, der nach Großvaters Angaben Johann-Gottlieb geheißen hatte, konnte ich nach einigem Kratzen nur noch eine Siebzehn ausmachen. Großvater störte meine unvollkommene Untersuchung nicht. Ich sagte: »Mehr als eine Siebzehn ist nicht zu erkennen!«

Er darauf: »Nein, aber ich kann dir sagen, wie es weitergegangen ist, als in meiner Kindheit der Stein noch nicht so dicht bewachsen war. Mein Großvater ist 1773 geboren.

Das ist ein Jahr nach 1772. Min Jung, 1772, ein wichtiges Jahr, das du dir gar nicht früh genug merken kannst. In diesem Jahr ist Friedland, sind wir und der ganze heutige Kreis Schlochau und alles Land, das später Westpreußen genannt wurde, wieder preußisch und deutsch geworden, und die Dobrinka wurde bis 1793 wieder Landesgrenze.«

Eine kleine Ahnung hatte ich von diesen Zusammenhängen schon, denn mein Vater gab sich schon seit ein, zwei Jahren Mühe, sie mir einzuprägen. Jetzt hatte ich den Großvater für mich allein im stillen Dobrinka-Tal, und er war offenbar willens, mir Bescheid zu geben. Ich fragte also munter weiter:

»Landesgrenze? Was für ein Land lag denn auf der anderen Seite, da drüben auf dem linken Ufer vom Fluss?«

Und ich zeigte auf die steilen Hänge jenseits des durch die Wiesen sich schlängelnden Wasserlaufs. Ich erhielt einen Verweis:

»Diese Frage solltest du dir längst allein beantworten können, Junge: Drüben lag Polen. Du weißt doch: Schon in Dobrin, dem Ritterguts-Dorf gegenüber von Friedland auf der Südseite vom Stadtsee, wird heute noch vorwiegend polnisch gesprochen, auf unserer Seite deutsch. Drüben lag Polen.«

»Aber jetzt ist da doch alles deutsch, Großvater!«

»Stimmt schon, aber damals, als ein Jahr später dein Ur-Urgroßvater geboren wurde, ein Jahr nach der ersten Teilung Polens, war das Land drüben noch ein Teil vom Königreich Polen; es ist erst bei der zweiten Teilung Polens 1793 mit Danzig und Thorn und nach Süden bis weit über Posen hinaus preußisch geworden. 1795 wurde dann Polen, was noch von ihm übrig war, ganz und gar aufgeteilt. Russland, Österreich und Preußen hatten es gestückelt und sich angeeignet, wobei Preußen übrigens den weitaus kleinsten Teil zugebilligt bekam.« –

So wurde ich angesichts der Gräberreihe auf dem alten Friedländer Friedhof belehrt, und mein geschichtlicher und Familien-Horizont erweiterte sich um ein Beträchtliches. Sonst schlief ich des Abends meistens ein auf meinem Strohsack in dem groben Schragen, Übergangslos wie ein Stein ins Wasser sinkt, oben in der Bodenkammer des Hauses, durch deren enges Fenster ich weit über unseren Hof, den Garten, die Bleiche zum Stadtsee hinunterblicken konnte mit unserem Boot am langen Brettersteg, dem ewig raschelnden, raunenden Schilfstreifen am Ufer, über dem die Libellen wie funkelnde Pfeile hin und her schossen – und hinüber über die zumeist sanft gekräuselte Wasserfläche zu den bewaldeten Höhen am fernen Südufer, wo die Giebel von Schloss Dobrin gerade noch über den Baumwipfeln zu erkennen waren. Aber an diesem Abend nach dem Besuch des alten Friedhofs mit der mir eine dunkle Furcht einflößenden langen Reihe der Gräber meiner Vorfahren schloss mich nicht der Schlaf wie sonst sofort in seine warmen Arme. Ich war zu aufgeregt, um gleich einschlafen zu können. Was war die tiefere Bedeutung der Kunde, die der Großvater mir vermittelt hatte? Ich war also nur ein Glied in einer langen, in graue Vergangenheit zurückreichenden Geschlechterkette, und immer waren wir hier in Friedland, dem preußischen, verwurzelt gewesen – verwurzelt buchstäblich, mit mächtigen um die Grabsteine geschlungenen Wurzeln im Friedländer Boden verankert. Urgroßvater – wie sich das anhörte – und dann Ur-Urgroßvater! Und wie viele weitere Ur waren vor ihnen anzunehmen, unzählige? Ja, unzählige bis in den fernsten

Abgrund der Zeit, sonst würde ich, der ja auch den Vornamen Johann trug, überhaupt nicht existieren.

In jener Nacht, in der ich erst gegen Mitternacht in den Schlaf hineinfand – das bleiche Viereck, das der Vollmond durchs Fenster auf dem Fußboden meiner Schlafkammer zeichnete, war neben meinem Schragen weit vom Kopfende zum Fußende geschlichen – mochte der Wunsch in mir aufgekeimt sein, einzusammeln, was nur immer zu erfragen und zu erforschen war, über die Vorfahren, über Friedland und die Vorgeschichte meiner Heimat. Mein Leben lang bin ich nicht davon abgekommen, so weit ich auch umhergetrieben wurde.

Gleich am nächsten Tag suchte ich Großvater wieder zu treffen. Ich fand ihn, wie er sich die Sonntagsstiefel putzte, baute mich vor ihm auf und fragte: »Großvater, mein Ur-Ur, von dem du mir gestern erzählt hast, das war also dein Großvater, und er ist geboren worden, sagtest du, ein Jahr, nachdem Friedland und Schlochau und überhaupt all das Land, das später Westpreußen genannt wurde, wieder unter preußische Regierung kam? Hat dein Großvater dir auch immer so viel erzählt von Friedland und dem Deutschen Orden, wie du mir erzählst –?«

»Da rührst du an einen sehr wunden Punkt, mein lieber Jung, und ich kann dir einiges über das Unglück berichten, das zu meines Großvaters Zeiten über die Familie gekommen ist – und wovon wir uns bis zum heutigen Tag noch nicht erholt haben. Nein, als ich auf die Welt kam, 1831, war mein Großvater schon zweiunddreißig Jahre lang tot; er ist nur 40 Jahre alt geworden, und auch mein Vater war erst zehn Jahre alt, als die ganze Familie beinahe zum Teufel gegangen wäre. Mein Vater wusste darüber Bescheid. Vor dem schlimmen Unglück 1813 besaßen wir viel mehr Land als heute. Auch die Mühle unten im Tal, wo die Bisse vor dem Einfluss in die Dobrinka aufgestaut war – man kann das ja heute noch erkennen – gehörte uns in Erbpacht aus der königlich-polnischen Zeit her, die für unser Land dreihundertundsechs Jahre lang gedauert hat. Vielleicht stammt das Mühlenrecht sogar aus noch früherer Zeit, als unser Land unter dem Deutschen Orden allmählich zu sich kam und zu blühen anfang.«

»So weit zurück kann ich gar nicht denken, Großvater. Da wird mir ganz schwindlig dabei. Aber was war denn das für ein großes Unglück, von dem unsere Familie damals getroffen wurde? Weißt du was darüber?«

»Nur das, was mir mein Vater erzählt hat. Der hat es als kleiner Junge miterlebt, als er etwa ebenso alt war, wie du jetzt bist, und natürlich hat er später, als er größer wurde, mehr darüber erfahren. Das kann ich dir ziemlich genau erzählen. Aber du musst wissen, mein Jung, wenn die Berichte so von einem zum anderen durch die Jahre wandern, dann arten sie leicht aus, wuchern ein bisschen hier und da, sodass man später nicht mehr mit Sicherheit auseinanderhalten kann, wo die Wahrheit aufhört und von wo ab anderes hinzuerfunden wurde. So ist das mit allen Geschichten von unserer Familie und von unserem Lande, dem Kreis Schlochau, der aus der alten Ordenskomturei Schlochau hervorgegangen ist.«

»Ach, Großvater, du kommst immer ab. Erzähl doch! Warum ist dein Großvater so früh gestorben? Das war doch der, der Johann-Gottlieb hieß.«

»Das hast du gut behalten. Es ist gar nicht so leicht, lang vergangene Geschehnisse

wieder auferstehen zu lassen. Die Fäden laufen einem allzu fix auseinander oder verknoten sich; aber ich will es versuchen.«

## 2. Kapitel

Das neue Jahrhundert hatte sich böse angelassen, nicht nur für das Königreich Preußen, sondern auch für die meisten anderen Staaten Europas. Auch das entlegene Städtchen Preußisch-Friedland auf dem nördlichen Hochufer über dem Dobrinka-Tal hatte den fürchterlichen Wandel der bestehenden, der vertrauten Verhältnisse bitter zu spüren bekommen, ebenso wie das gesamte zwischen dem alten Ostpreußen und Pommern liegende Gebiet, das noch in der Regierungszeit Friedrichs II., des »Großen«, unter dem Namen Westpreußen (westlich der unteren Weichsel gelegen) zusammengefasst worden war.

Unvermeidlich hatte auch der »erbgessene Bürger« von Friedland, Johann-Gottlieb Walkner, Handwerksmeister und zugleich ein für die Verhältnisse an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert recht begüterter Landwirt, die Ungunst der Zeitumstände zu spüren bekommen. Aber dieser Johann-Gottlieb Walkner war ein sowohl umsichtiger wie kühner Wirtschaftler, der die dreieinhalb Jahrzehnte unter preußischer, das heißt deutschsprachiger, deutscher Verwaltung nach über dreihundert Jahren wüster Kriegs- und politischer Wirren, nach Glaubensstreitigkeiten, Seuchen und Hungersnöten unter polnischer Herrschaft klug genutzt hatte. Johann-Gottlieb hatte nicht zu jenen »erbgessenen« Bürgern in der kleinen, einst vom Deutschen Orden in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gegründeten Stadt gehört, die noch viele Jahre nach dem Anbruch der preußischen [Zeit](#)<sup>\*</sup>, der »fritzischen«, wie man auch sagte – Friedrich II. war der »Alte Fritz« geworden – im Geheimen das Ende der polnischen Verhältnisse bedauerten; man hatte unter der polnischen Devise »leben und leben lassen« eigentlich ganz angenehm dahingeschludert, so gut oder schlecht es eben ging, hatte bei behördlichen Schwierigkeiten dem Starosten in Schlochau ein Handgeld zugesteckt oder auch nur eine Fuhre Roggen auf seinem Kornboden abgeladen – und viele Misshelligkeiten hatten sich ausbügeln lassen; die Gesetze und Verordnungen aus dem fernen Warschau waren schließlich um der Menschen willen da, und die Menschen waren nicht allein zu dem Zweck geboren, den Gesetzen Genüge zu tun. Das war, wenn man ein wenig Einfluss und Geld besaß, ein Zustand gewesen, mit dem sich ganz gut auskommen ließ; der Schlendrian hatte auch seine guten Seiten gehabt; man musste auf dem freundlichen alten Instrument nur richtig zu spielen verstehen. Notfalls konnte man ins Polnische, das heißt ins Katholische, aus dem deutsch-lutherischen hinüberheiraten. Die Polen hatten nichts dagegen, ganz im Gegenteil; und die Deutschsprachigen zuckten die Achseln und hatten im Grunde auch nichts dagegen.

Johann-Gottlieb war zugleich mit der »fritzischen« Zeit auf die Welt gekommen. Sein Vater Johann-Christian und seine Mutter Christina, geb. Fedtker, hatten beide mit dem polnischen Wesen nichts im Sinn; sie waren nach 1772 mit großem Eifer ins Preußisch-Deutsche hinübergeglitten und hatten ihren Sohn Johann-Gottlieb mit all der Strenge und Gewissenhaftigkeit erzogen, die der neuen, der fritzisch-preußischen Lebensart entsprach. Fleißig hatte man zu sein, ehrlich, aber zugleich darauf aus, das Eigene nach besten Kräften zu mehren. Der Sohn hatte die Eltern nicht enttäuscht, hatte früh begriffen, welche Möglichkeiten sich unter den neuen preußischen Verhältnissen boten, das heißt, er



war zu günstigen Bedingungen in Besitz und Eigentum anderer Leute eingestiegen; er hatte die Zeichen der Zeit verstanden und sich von den bequemen Gewohnheiten der vergangenen polnischen drei Jahrhunderte getrennt, ohne ihnen hinterherzutruern. Damals spielte die Tuchmacherei im Süden der früheren Ordenskomturei Schlochau eine große Rolle. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es mehr als ein halbes Hundert Tuchmachermeister in Friedland bis nach Grunau hinüber. Tuch wurde damals nur aus Wolle gefertigt. Aber die Schafe, die im Schlochauer Land bis hinüber in die Tucheler Heide weideten, lieferten eine grobe, harte Wolle, die für das Spinnen und Weben erst weich und glatt gemacht werden musste; sie wurde in der Friedländer Mühle »gewalkt«.

Um die Tuchmacherei in seiner neuen Provinz Westpreußen, speziell in der Friedländer Gegend zu fördern, hatte der Alte Fritz am Austritt der Dobrinka aus dem Suckau-See eine zweite Walkmühle bauen lassen. Allerdings stellte sich bald heraus, dass die Dobrinka in trockenen Jahren nicht genügend Wasser führte, um die Walkmühle in Gang zu halten. Die Mühle musste nach Grunau verlegt werden. Das lohnte sich durchaus, denn die Friedländer Tuhe wurden weit nach Polen und Russland hinein verkauft.

Johann-Gottlieb hatte die Tuchmacherei erlernt und hatte es bis zum Meister gebracht, hatte sich aber, unruhiger Geist, der er war, nicht damit zufriedengegeben. Die verkrusteten gesellschaftlichen Verhältnisse in ganz Europa waren längst von innen her morsch und in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unerträglich geworden, hier mehr, dort weniger. In der großen französischen Revolution hatte sich die schon lange glimmende Lunte bis zum Pulverfass, dem gemeinen französischen Volk, hindurchgefressen – und das Pulverfass war unerhört gewaltsam explodiert. Die Gedanken der Großen Revolution breiteten sich über die Grenzen Frankreichs hinweg nach allen Seiten aus wie die Wellen in einem Teich, wenn ein Stein in seine Mitte geworfen wird. In Preußen zehrte man immer noch von dem Ruhm und der Leistung des Großen Friedrich, und die Regierenden glaubten, nichts ändern zu dürfen. Aber auch hier wandelte sich unter der Decke des Gewohnten, des »Bewährten«, langsam das Bewusstsein. Selbst im entlegenen Westpreußen, besonders im schon einigermaßen entwickelten Schlochauer Kreis bis zur Dobrinka hinunter, merkten die empfindlicheren Geister, dass sich allgemein ein Umschwung der Verhältnisse und nicht nur in Politik und Verwaltung ankündigte. Auch der im dritten Jahrzehnt seines Lebens stehende Johann-Gottlieb spürte dies bis in die Fingerspitzen, spürte es stärker als seine Nachbarn und die anderen »erbgewesenen« Bürger der kleinen Stadt. Ihm behagte es, dass sich Friedland mit kluger, zuweilen strenger Nachhilfe der preußischen Verwaltung von dem Elend und der Vernachlässigung in den letzten Jahrzehnten des zerfallenden polnischen Staates erholte.

Johann-Gottlieb für sich allein wäre vielleicht zu unbeständig, zu »einfallreich« gewesen, seinen Besitz und Einfluss mit bleibendem Erfolg zu vergrößern und zu stärken, wenn er nicht durchaus gegen den Willen seiner Eltern 1801 die um dreizehn Jahre ältere Eva Rosina Scharmer geheiratet hätte. Die Mutter dieser Eva war nämlich ebenfalls eine Walkner gewesen; sie war also mit Johann-Gottlieb ziemlich nahe verwandt. Aber Johann-Gottlieb hätte eher ein dauerndes Zerwürfnis mit seinen Eltern riskiert, als von

der Frau zu lassen, die er liebte – wobei er, ohne es zu wissen, ganz der Art der Männer seines Geschlechts entsprach, die stets darauf bestanden haben, nach Instinkt und nicht nach Vernunft zu heiraten – und meistens damit recht behielten und das Glück ihres Lebens und das der Frau begründeten. Eva Rosina besaß bereits weit mehr an Lebenserfahrung als der um dreizehn Jahre jüngere Mann, von dem sie sich im Sturm hatte erobern lassen. Johann-Gottlieb muss empfunden haben, dass ihm mit dieser schon gereiften Frau die Klugheit und Beständigkeit zuwuchs, deren er aus eigener Kraft nicht immer sicher sein konnte.

Eva Rosina hatte mit Liebe und Festigkeit dafür gesorgt, dass bei den vielfachen Unternehmungen ihres Mannes mit Vorsicht und Umsicht verfahren wurde. Sie hatte begriffen, dass sich gewaltsam eine neue Zeit ankündigte, die immer stärker und unausweichlicher von dem Namen Napoleon Bonaparte geprägt wurde. Eva Rosina hatte auch erfasst, dass neuerdings auch auf andere Weise Geld zu verdienen war als mit harter Arbeit auf dem Acker oder in der Werkstatt. Die Tuchweberei machte sich nicht mehr recht bezahlt. Viele Handwerksmeister gingen bankrott und mussten ihre Äcker verkaufen, um ihre Schulden zu decken. Sie waren ja alle auch »Ackerbürger« gewesen, Bauern, die in der Stadt wohnten, einer Stadt, die noch aus der Ordenszeit her mit festen, hohen Mauern und starken Türmen über den wenigen Toren umschlossen war.

Eva Rosina hatte indessen nach dem frühen Tode ihrer Eltern den ihr als einziger Erbin zugefallenen elterlichen Besitz noch vor ihrer Heirat günstig verkauft und brachte ein Kapital mit in die Ehe, mit dem sich das reichlich angebotene Land der versagenden Tuchmacher, Brauer und Mälzer in und um Friedland billig ankaufen ließ. Der Walknersche Hof wurde um gute Wiesen, Felder und auch Baumbestand im Gneven, dem großen Wald über dem Nordufer der Dobrinka, eine knappe preußische Meile westlich von Friedland, erweitert. Vor allem aber entwickelte Johann-Gottlieb, auch wieder von Eva Rosina angeregt, stets weiter ausgreifend, einen Handel ins Polnische und sogar bis ins Russische hinüber. Es brachte viel mehr ein, die Tuche der übersetzten Tuchmacherzunft und der erst recht allzu reichlich in Friedland angesiedelten Schuh- und Stiefelmacher in den warenhungrigen Osten zu verkaufen, als selbst Tuche herzustellen. Die Gewinne aber wurden, darauf bestand Eva Rosina, in Land angelegt.

Johann-Gottlieb wurde ein wohlhabender Mann; es ging steil aufwärts. Und als ihm 1803 auch noch ein Sohn geboren wurde, der auf den Namen Johann-Michael getauft wurde, kannte das Glück des umtriebigen und um neue Einfälle nie verlegenen Mannes keine Grenzen. Aber er wusste, dass er ohne seine umso viel ältere Frau, deren gesunder Menschenverstand die schnell sich wandelnden Umstände klarer durchschaute, als er selber es vermochte, niemals so schnell und geradlinig zu Erfolg gekommen wäre, wie es geschehen war. Er liebte seine Frau mit schwärmerischer Treue; es kümmerte ihn nicht, dass manche unter seinen vielen Neidern ihn heimlich verspotteten. Eva Rosina mag gegenüber dem Geliebten, dessen überschäumende Unternehmensfreude lediglich von ihr kanalisiert zu werden brauchte, zur Hälfte von mütterlichen Gefühlen geleitet worden sein, keine schlechte Grundlage für eine gute Ehe.

Das Unglück kam von außen; es ließ sich nicht abfangen oder vermeiden; man kann auch Gewitter und Hagelschlag nicht vermeiden und muss es hinnehmen, dass in einer halben

Stunde eine ganze Ernte zerschlagen wird.

Preußen war unter dem vorsichtigen oder sogar furchtsamen Friedrich Wilhelm III. bemüht gewesen, sich aus den kriegerischen und politischen Umgestaltungen herauszuhalten, die im Kielwasser der Großen Französischen Revolution der Korse Napoleon mit unbändigem Machtwillen der buntscheckigen Vielfalt der europäischen Groß- und Kleinstaaten aufgezwungen hatte. Napoleon, der sich zum »Kaiser der Franzosen« hatte krönen lassen – die Große Revolution hatte längst »ihre Kinder gefressen« – machte einen Strich durch die vorsichtige preußische Rechnung und bewies der Mitwelt am 14. Oktober 1806 bei Jena und Auerstedt, dass mit der verehrungswürdigen friederizianischen Tradition keine Schlachten mehr zu gewinnen waren. Der König mit der viel geliebten Königin Luise musste aus Berlin nach Ostpreußen flüchten, ganz Preußen wurde von französischen Truppen überflutet. Zwar konnte Napoleon in der Schlacht bei Preußisch-Eylau am 7. und 8. Februar 1807 gegen die russisch-preußischen Truppen keine klare Entscheidung erzwingen, siegte dann aber doch am 14. Juni 1807 bei – einem anderen – Friedland (südöstlich von Königsberg) und besetzte Königsberg in Ostpreußen, die Stadt, in der bis dahin die preußischen Könige gekrönt worden waren. Im Frieden von Tilsit (am Unterlauf des Memel-Flusses in Ostpreußen) im Juli 1807 verlor Preußen den größten Teil der Gebiete, die ihm die polnischen Teilungen 1793 und 1795 eingebracht hatten, an das von Napoleon neu geschaffene Herzogtum Warschau unter dem König von Sachsen. Die Provinz Westpreußen allerdings verblieb bei Preußen.

Damit war die Dobrinka abermals Landesgrenze zwischen preußischen und polnischen Gebieten geworden, wie sie es schon zu Zeiten des Deutschen Ordens gewesen war. Preußisch-Friedland, das sich auf seiner stolzen Höhe über der Dobrinka hinter seinen Türmen und Mauern als in der Mitte der seit 1772, 92 und 93 gewonnenen Gebiete liegend hatte sehen und fühlen dürfen, war wieder ganz an den Rand gerückt. Die einbringlichen Verbindungen, die Johann-Gottlieb und seine Frau Eva Rosina weit nach Osten und Süden geknüpft hatten, waren zerschnitten. Und nicht nur das!

Französische Truppen hatten lange auch im Schlochauer Land gelegen und sich durch viele Übergriffe und eine aufreizende Selbstherrlichkeit unbeliebt gemacht. Auch die im französischen Verband miteingedrungenen Truppen aus süddeutschen Staaten, die Napoleon im »Rheinbund« auf seine Seite gezwungen hatte (vielfach war auch gar kein »Zwang« nötig gewesen), wussten sich nicht beliebt zu machen; ihre Dialekte wurden von den vorwiegend westpreußisches Platt – oder kaschubisch – sprechenden Leuten im Schlochauer Land genauso wenig verstanden wie Französisch.

Johann-Gottlieb hatte nicht Soldat zu werden brauchen. Die Soldaten wurden in Preußen wie anderswo auch unter den vielen überschüssigen und unterbeschäftigten Söhnen der Bauern und erbuntertänigen Leute (die es, wenigstens auf dem Papier, in Preußen gar nicht mehr gab) rekrutiert (in Preußen für zwanzig Jahre, in Österreich noch lebenslänglich, später auch für zwanzig Jahre). Johann-Gottlieb hatte seine Unabhängigkeit, seinen heißen Willen, sich und die Familie stark und reich zu machen, nie zu zügeln brauchen. Jetzt hatte er sein Haus für die Offiziere der Besatzungstruppen aufgeben, hatte seine Scheunen und Ställe für die Fremden freimachen, seine besten